

„Ich bin der faulste Mensch überhaupt“

Der Choreograph Royston Maldoom tanzt mit Straßenkindern und Kriegsflüchtlingen. Für ihn ist das keine Sozialarbeit, sondern Kunst

VON JULIA SCHAAP



„Ich arbeite nicht besonders gerne mit Teenagern aus schwierigen Verhältnissen“, sagt Royston Maldoom. „Ich halte diese Arbeit nur für besonders wichtig.“

Foto Julia Zimmermann

Als Royston Maldoom vor zweiinhalb Jahren nach Berlin zog, hatte er hehre Pläne. Nur ein paar Schritte von seiner Wohnung entfernt befinden sich ein Fitnessstudio und eine Ballettschule. Jeden Morgen wollte er trainieren gehen, zweimal die Woche hier, dreimal dort. Der Choreograph lächelt fröhlich. Er hat beide Orte nie betreten. Stattdessen entdeckte er ein nettes Café einen Block weiter. „Irgendwie lande ich immer dort“, sagt er. „Ich liebe es, zu Hause zu sitzen und zu rauchen oder im Café meine Zeitung zu lesen. Ich bin der faulste Mensch überhaupt. Deshalb bin ich auch so streng mit meinen Jugendlichen. Ich kenne die Gefahr.“

Obwohl Royston Maldoom nur noch selten tanzt, kreisen sein Schaffen und Sein unverändert um die Leidenschaft seines Lebens. Zudem findet der Siebenundsechzigjährige, er habe ein Recht auf das, was er Faulheit nennt. An der Wand hinter seinem Schreibtisch hängt noch der Jahresplaner für 2009. Fast jeder Tag ist mit Wellenlinien und Buchstaben markiert: Detmold. Würzburg. Wien. Belfast. Teneriffa. Mit Urlaub hat das nichts zu tun. Der Mann, den der Film „Rhythm Is It!“ 2004 in Deutschland schlagartig berühmt machte, reist durch die Welt, um Jugendlichen das Tanzen beizubringen – auf dass sie womöglich ihr Leben ändern. So wie er für den Dokumentarfilm mit 250 Berliner Schülern Strawinsky auf die Bühne brachte mit den Berliner Philharmonikern unter Leitung von Sir Simon Rattle, so studiert er bis heute mit Laien zeitgenössische Choreographien ein. Mit arbeitslosen Jugendlichen. Mit Straftätern. Mit Flüchtlingen. „Ich arbeite nicht besonders gerne mit Teenagern aus schwierigen Verhältnissen“, sagt Maldoom. „Ich halte diese Arbeit nur für besonders wichtig.“

Jetzt hat Royston Maldoom ein Buch geschrieben über seine Arbeit, sein Leben und den Zusammenhang zwischen beidem („Tanz um dein Leben“, S. Fischer, 22,95 Euro). Er ist selbst noch ein bisschen überrascht davon. „Ein Buch“, sagt er und illustriert sein Staunen mit einer Art Sekundenimprovisation: Maldoom dreht den Kopf ins Profil und neigt die Nase in Richtung Hand, die mit nach oben gespreizten Fingern aussieht, als balanciere er darauf den Leinen einband. Sein Charisma und diese riesigen wasserblauen Augen machen alle seine Worte lebendig. Jede Geste ist Tanz.

Der Choreograph sitzt bei sich zu Hause an einem langen, alten Tisch in einem Wald aus Zimmerpflanzen. Seinen Kaffee hat er mit der Gabel umgerührt. Zwischen dem aufgeklappten Laptop und der Kristallvase mit den fast verwelkten Tulpen stehen zwei kleine Skulpturen. Die tanzenden Paare sind einer frühen Choreographie von ihm nachempfunden. Bevor sich der Künstler der Arbeit mit Laien verschrieb, war er als Profi-Choreograph international gefragt. An einer Wand im Flur hängt ein Foto von ihm, faltenfrei und mit Schiebermütze, aufgenommen in Paris, einen Tag nachdem er mit einer wichtigen internationalen Auszeichnung geehrt wurde. Er hat mit renommierten Ensembles gearbeitet und mit Weltklasse-tänzern. Noch heute fragen ihn

„Ich arbeite nicht besonders gerne mit Teenagern aus schwierigen Verhältnissen“, sagt Royston Maldoom. „Ich halte diese Arbeit nur für besonders wichtig.“

Foto Julia Zimmermann

Profis, ob es ihn nicht frustrierte, wenn seine Darsteller nicht tanzen könnten. Wie halte er das bloß aus? Für Royston Maldoom macht es keinen Unterschied, ob er eine Primaballerina oder eine Frau im Rollstuhl vor sich hat. Seinen Job versteht er darin, Herausforderungen zu schaffen. Dann sagt er: „Eine ‚Attitude‘ im Ballett ist keine Stellung, sondern eine Einstellung. Und eine ‚Arabesque‘ ist ein Gefühl. Es geht dabei um eine Linie in die Unendlichkeit, und die kann man auch erreichen, wenn das Bein am Boden bleibt.“

Nur zu gut weiß der Choreograph, wie es sich anfühlt, als Tänzer an die eigenen Grenzen zu stoßen. Royston Maldoom war zwanzig, als er seine Passion entdeckte, und damit eigentlich zu alt für eine Profikarriere. Der junge Mann, Kind der Arbeiterklasse mit einem Hang zur Landwirtschaft, trainierte trotzdem. Machte Ballettübungen zwischen kleinen Mädchen aus gutem Hause. Überzeugte Lehrerinnen mit unbedingtem Willen, Eifer, Disziplin. Plötzlich hatte sein Leben einen Sinn. Vorher, sagt Maldoom, hätten ihn Freunde als

verloren bezeichnet, weil er ohne Kompass und Ziel durch die Jahre trieb. Eines Tages schleppte ihn jemand in einen Tanzfilm mit Rudolf Nurejew. Die Körperlichkeit des russischen Ballettstars überwältigte ihn. Sein athletisches Können. Kraft, die an einen Stier erinnerte. Magnetische Augen. Und die Gefühle, die das alles auslöste. Maldoom sagt: „Es traf mich, ohne dass ich wusste, was es war.“

Die Autobiographie des Choreographen vermittelt den Eindruck, als habe da jemand im Tanz einen Weg gefunden, die Bürden der eigenen Kindheit hinter sich zu lassen, um schließlich tanzend anderen über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Royston Maldoom wäre das zu simpel. In seinem Buch beschreibt er, wie er als Kleinkind vom Zimmer der sterbenskranken Mutter ferngehalten wurde. Nur schwer zu ertragen ist eine kurze Passage über das Heimkind, das weinend im Gitterbett steht und mit dem Lineal gezüchtigt wird, weil es eingenässt hat. Erst später lernt er seinen Vater kennen, als der ihn nach seiner zweiten Heirat zu sich holt. Äußerlich mangelt es ihm an nichts. Aber er fühlt sich ungeliebt. Der Vater ist unfähig, eine Beziehung aufzubauen. Die junge, launische, überforderte Stiefmutter langt gelegentlich zu. „Mein inneres Bild war immer das eines Adoptivkindes“, schreibt Maldoom und prägt damit einen Begriff, den er auch für die Jugendlichen in seiner Arbeit benutzt, die ein Selbstbild „adoptiert“ haben,

das auf fehlendem Selbstbewusstsein und der Gewissheit des eigenen Versagens basiert. Trotzdem warnt Maldoom vor billigen Rückschlüssen: „Neunzig Prozent der Kinder, mit denen ich arbeite, kommen aus Verhältnissen – dagegen bin ich im Buckingham Palace groß geworden.“

Längst hat sich Royston Maldoom als eine Art tanzende Feuerwehr an den Krisenherden dieser Welt etabliert: Straßenkinder in Äthiopien. Protestanten und Katholiken in Nordirland. Südafrika nach Ende der Apartheid. Kriegsflüchtlinge im zerfallenden Jugoslawien. „Ich habe diesen Ruf“, sagt Maldoom: Wer in einem hoffnungslosen Umfeld ein Projekt erwäge, stoße irgendwann auf ihn. Dann steigt der Choreograph in seinen klapprigen Mercedesbus und fährt los. Er ist so viel herumgezogen, dass er sich inzwischen als heimatlosen Zigeuner bezeichnet. Dabei lebt er zwischen viktorianischen Möbeln und alten Teppichen, die seine Freunde in jeder Übergangswohnung wiedererkennen. Für Berlin hat er seinen Bus gegen ein Fahrrad eingetauscht.

Seine Reisen haben ihn gelehrt, Gemeinsamkeiten zwischen Menschen wichtiger zu nehmen als Unterschiede. Royston Maldoom ist ein politischer Mensch, einer, der sich bis heute im Umfeld der Achtundsechziger verortet und das positiv meint. Er glaubt nicht daran, dass Menschen von Grund auf böse sind. Und in seiner Arbeit spielt es keine Rolle, wer schwarz

Der Rhythmus ist es

Royston Maldoom wurde 1943 in England geboren. Auf eine mäßige Schulkarriere folgten Jobs in der Landwirtschaft, bis Maldoom mit zwanzig Jahren den Tanz entdeckte. Stipendien verhalfen ihm zu einer erstklassigen Ausbildung. Nachdem er sich für die Arbeit als Choreograph entschieden hatte, folgten Aufträge von renommierten Ensembles in aller Welt. In den Achtzigern lebte er in Schottland, wo er zur treibenden Kraft der „Community Dance“-Bewegung wurde, die künstlerisch anspruchsvollen Tanz für jedermann propagiert. Später arbeitete Maldoom mit Laien in internationalen Krisengebieten. Der Film „Rhythm Is It!“ über die Zusammenarbeit mit Sir Simon Rattle machte ihn bei uns berühmt. Die Queen hat Maldoom mit dem „Order of the British Empire“ geehrt. Royston Maldoom lebt in Berlin.



Strenger Lehrer: Royston Maldoom bei der Arbeit

Foto Verlag S. Fischer

ist oder weiß, homosexuell, behindert, religiös oder was auch immer. „Meine Haltung ist: Sobald wir diesen Raum betreten, sind wir alle Künstler.“ Integration komme dann von selbst.

Es ist dieser unbedingte Glaube an die Kraft der Kunst, die Royston Maldoom auch umstritten macht. In der schottischen Provinz, wo er in den Achtzigern mit seinem damaligen Partner lebte, rutschte er in die Arbeit mit Laien hinein und wurde zur treibenden Kraft der sich ausbreitenden „Community Dance“-Bewegung Großbritanniens. Die Grenzen zur Hochkultur weichten auf, es gab Kontakte zwischen Profiensambles und Laiengruppen, und mit den begeisterten Freunden und Verwandten der jugendlichen Tanzschüler erschloss sich der zeitgenössische Tanz ein Publikum fern der kulturellen Zentren. Aber das britische Vorbild nahm auch vorweg, was seit „Rhythm Is It!“ im pisa-geschockten, integrationsgebeutelten Deutschland passiert, wo Jugendtanz zum Ausweg aus jeder Misere hochgejazzt wird: Sobald Tanzprojekte mit Geld aus dem sozialen Sektor gefördert werden, rückt der pädagogische Anspruch in den Vordergrund.

Royston Maldoom findet das falsch. Er sagt: „Tanz ist nicht dazu da, um Probleme zu lösen. Tanz hat einen Wert an sich.“ Während Tanzpädagogen in die Jugendarbeit geschickt werden und über die Einführung von Tanz als Unterrichtsfach debattiert wird, gibt der Choreograph zu bedenken: Ohne künstlerischen Anspruch, allein als Mittel zum Zweck, würden Projekte auch für die Jugendlichen weniger interessant. Genauso wenig hält Maldoom davon, mit den Lebensgeschichten seiner Teilnehmer zu arbeiten oder ihnen das Choreo-

graphieren zu überlassen. „Es ist mir ganz wichtig, dass es sich nicht um Sozialarbeit handelt“, sagt er mit Nachdruck. Natürlich glaubt er an die außergewöhnliche Kraft tänzerischer Selbsterfahrung: Welche Ausdrucksform sonst ist gleichzeitig so körperlich, so emotional und – weil man einander heben und halten muss – so sozial? Aber nur wahre Leidenschaft des Lehrers könne Gewohnheits-Loser zu Ehrgeiz und Disziplin motivieren und auf diesem Weg das Selbstbewusstsein stärken. Das hat er als Schüler selbst erlebt.

Maldoom weiß um seinen Ruf, streng zu sein. Immer wieder trifft er bei der Arbeit auf Pädagogen, die sich schützend vor ihre Zöglinge stellen, weil der Meister angeblich zu viel verlangt. Trotzdem springen die wenigsten Jugendlichen ab. Maldoom glaubt an die Fähigkeiten jedes Einzelnen, ohne Wenn und Aber. „Alles, was ich von ihnen verlange, drückt aus, was sie meiner Meinung nach erreichen können. Wenn sie mein Vertrauen und meinen Respekt nicht spürten, würden sie nicht bleiben.“ Er kennt diese Versuche, seinen Stil zu imitieren: Maldoom steht auf. Er stolziert durch den Raum und redet mit Kopfstimme wie eine schlecht gespielte Marionette. „Mehr Anstrengung“, schnarrt er. Dann setzt er sich wieder und reißt die Augen so weit auf, dass klar wird, wie ernst es ihm ist. Es reiche eben nicht, dieselben Dinge zu sagen und zu tun wie er. Nichts gehe ohne den ersten Schritt, sagt er: „Du musst sie lieben.“